

deutsch. Man braucht nur die Überschriften einmal ansusehen, wie da die Liebe, der Frühling, die Heimat, der Wein und Gesang, das Volks-, das Wander-, das Sänger- und Kinderleben mit einander wechselt, ein treues Abbild von den Interessen des deutschen Gemüts.“ —

„Wenn mir vergönnt ist,“ heist es dann an einer andern Stelle, „einen Vergleich zu

<sup>1)</sup> Ich habe es später nicht wieder gesehen; nach einem mir vorliegenden Kataloge der National-Galerie scheint es in derselben Nr. 180 zu sein.

<sup>2)</sup> Wenigstens für Oldenburg. Dass diese Blüte aber auch schon durch einseitige Verkennung ihres wohlverstandenen Doppelzwecks die Gefahr des Verfalls in sich trug, beweisen zwei hier im Jahre 1844

erschienene Schriften: J. P. E. Greverus, *Über Lieder tafeln und Liederfeste, den Liedertafeln Deutschlands gewidmet*, und: (D. Klävemann) *An die Liedertafeln in Norddeutschland, ein Promemoria*.  
<sup>3)</sup> K. Barthel, *Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit*. 7. Aufl. 1866. S. 435 f., 446.

erschienene Schriften: J. P. E. Greverus, *Über Lieder tafeln und Liederfeste, den Liedertafeln Deutschlands gewidmet*, und: (D. Klävemann) *An die Liedertafeln in Norddeutschland, ein Promemoria*.

<sup>3)</sup> K. Barthel, *Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit*. 7. Aufl. 1866. S. 435 f., 446.

### Achtzehnter Abend, am 10. März 1885; Simrock, Reinick.

Bei der Wahl des einen oder andern Dichters für unsere Feier bin ich nicht frei von der Besorgnis geblieben, dass der Wahl die Berechtigung abgesprochen werden könnte. Wiederholt habe ich auch, wenigstens in kurzer Andeutung, einem solchen Einwurf entgegenzutreten versucht. Auch jetzt kann ich nicht umhin, vorbeugend in diesem Sinne einige Bemerkungen voranzuschicken, mit denen ich mich dann vielleicht zugleich für mehrere der folgenden Abende abfinden kann.

Wenn wir einige Fufs vom Fenster entfernt so stehen, dass wir die Hand etwa in der Mitte zwischen dem Fenster und unserem Auge halten, so verdeckt die Hand nur einen Teil einer Scheibe, während sie von dem gegenüberstehenden Hause schon mehrere ganze Fenster unserem Blicke entzieht. Hätten wir einen andern Standpunkt, so würde sie uns vielleicht ganze Häuser, weiterhin Schlösser und Kirchen, ja Berge verdecken. Je weiter weg, desto mehr schrumpfen für den besonderen Gesichtswinkel unseres Standpunktes die Gegenstände zusammen, desto gröſsere Massen fasst unser Blick gleichzeitig, während

wir um so weniger Gegenstände, das Einzelne aber um so genauer erfassen, je näher sie uns sind.

Etwas ähnliches wie im Raum erleben wir auch bei den Entfernungen in der Zeit. Wenn wir vom Standpunkt der Gegenwart aus rückwärts die Entwicklung der Menschheit uberschaun, so gilt uns ein Zeitraum von nicht 400 Jahren für die Neue Geschichte, das Mittelalter zählt mehr als tausend Jahre, und die Alte Welt zählt nach Tausenden. Aber bei diesen Perspektiven in die Zeit haben wir nicht wie im Raum einen Mafstab von mathematischer Genauigkeit, mit dem wir die von unserm Blicke gleichzeitig umspannten Thatsachen in ihrer Bedeutung nach ihrer Entfernung berechnen könnten. Es giebt auch innerlichere, geistige Beziehungen, die je nach der Neigung und Bildung des Betrachtenden die in der Zeitferne liegenden Gegenstände bald gröſser, bald kleiner erscheinen lassen. Aber wenn auch hier nicht dieselbe Stetigkeit des Grosenverhaltnisses zur Entfernung stattfindet, wie bei der Perspektive im Raume, so hat immerhin auch hier das Mafs der Entfernung der

Zeit noch einen wichtigen Anteil an dem Maße der Bedeutung, welche die hinter uns liegenden Thatsachen für uns haben; denn eben die Zeit ist ja der Maßstab für den Gang der Entwicklung, aus welcher die Gegenwart hervorgegangen ist, und je jünger eine weiter wirkende Erscheinung der Vergangenheit ist, desto zahlreicher und fester, so zu sagen fühlbarer sind auch die Fäden, die unser Denken und Empfinden mit ihr verknüpfen.

Diese Betrachtung hat auch für unsere Dichterabende ihr Recht. Unser gegenwärtiges Jahrhundert bietet uns weit mehr Stoff, als das verflossene. Sind nun aber Wilhelm Müller und Platen, Kopisch und Hoffmann von Fallersleben, Simrock und Reinick wirklich an sich als Dichter so viel bedeutender, wie es unserm Gefühl erscheint, als die ihrer Zeit ebenso viel, vielleicht noch mehr gelesenen Matthisson, Salis und Tiedge, oder noch früher Ewald von Kleist, Gleim, Ramler und Uz? Ein sicheres Urtheil können wir noch nicht haben; der Einfluss der Perspektive, in der unsere gegenwärtige Bildung die eine und die andere Gruppe erblickt, ist noch zu groß. Werden aber die jüngeren Dichtergruppen in demselben Größenverhältnis zu den älteren erscheinen, wenn nach aber hundert Jahren sie unter dem Gesichtswinkel der dann herrschenden Bildung betrachtet werden?

Aber auch noch ein anderes Gesetz kommt für solche Vergleichen zur Geltung. Während durchschnittlich die Größen für die Betrachtung mit der Entfernung abnehmen, giebt es auch solche Größen, die in der nächsten Nähe noch nicht in ihrer alles überragenden Erhabenheit erkannt werden können. Man darf sich nicht an den Fuß eines Bergriesen stellen, wenn man seine überwältigende Größe begreifen und bewundern will. So haben auch die Koryphäen unserer Dichterswelt, als sie auf der Höhe ihrer Kraft wirkten, nicht so allgemein den Beifall, geschweige denn die staunende Verehrung gefunden, mit der wir jetzt ein oder mehrere

Menschenalter später auf Lessing, Goethe und Schiller hinblicken.

Allein weder der Hinblick auf diese eigentlich unvergleichbaren Größen, noch die Besorgnis, dass unser gegenwärtiger Standpunkt vielleicht keine zuverlässige Perspektive für die unbedingt richtige Beurteilung der einzelnen Dichter gestattet, darf uns in dem Genusse stören, den sie uns gewähren. Wir haben das Recht, uns dessen zu freuen und es zu feiern, was sie aus den Gedanken und Empfindungen des deutschen Volkes heraus geschaffen haben, um befruchtend, veredelnd und erquickend wieder auf dasselbe zurückzuwirken. Wir könnten noch von einem anderen Gebiete des geistigen Lebens etwas Ähnliches zur Vergleichung heranziehen. Wie wenige sind berufen, in den Wissenschaften das Höchste zu leisten, um als Sterne erster Größe weithin zu leuchten und neue Bahnen zu zeigen! und wie wenige sind nur befähigt, sie Schritt vor Schritt in unmittelbarer Gefolgschaft zu begleiten und, was sie geschaffen, sich sofort voll anzueignen! Und doch ist ihre Arbeit für die Gesamtheit des Volkes nicht verloren; in den mannigfaltigsten Abstufungen und Umgestaltungen wirkt sie immer weiter und weiter, bis sie zuletzt als ein neues Lebelement das Gesamtleben des Volks bis in die letzten Fasern durchdringt. Dabei sind aber die Mittelstufen nicht bloß unselbständige Überträger; es würde nicht genügen, das neue Große gleichsam verdünnt zur leichteren Verbreitung in Rinnen äußerlich weiter zu leiten, sondern um es fruchtbar für die Gesamtheit zu verarbeiten, bedarf es zugleich schöpferischer Kraft in der Aneignung und im Weiterbau, so dass sich nach dem Grade der Selbständigkeit hierbei Sterne zweiter, dritter und vierter Größe unterscheiden lassen, die ebensowohl als Leitsterne dienen, wie der Seefahrer sich nach Sternen verschiedener Größe am nächtlichen Himmel richtet. So haben auch nicht die Sterne erster Größe am Dichtershimmel allein Einfluss auf das poetische Leben

eines Volkes; ja, oft vermögen sie nicht eher die breiteren Schichten zu erleuchten und zu erwärmen, als wenn andere Dichter die Strahlen in sich aufgesogen haben und nun in ihrer Weise sie trennend und verbindend, mildernd und wiederum steigernd weiter leiten. Und wenn wir nun an unsern Dichterabenden darauf verzichten, für die Auswahl einen strengen Maßstab zu suchen, der vielleicht auch noch einige Menschenalter später Geltung haben muss, so versäumen wir eben deshalb nicht zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit für das, was sie uns gewesen sind. Haben wir bei manchen Dichtern früherer Zeit hauptsächlich die Pflicht des Litterarhistorikers geübt, der die Stellung zu würdigen hat, die sie zunächst eben für ihre Zeit einnahmen, so kostete es manchmal Mühe, solche Gedichte von ihnen zu finden, die mehr als ein litterarhistorisches Interesse beanspruchen konnten und zugleich Töne anschlugen, die in unserer jetzigen Empfindungs- und Denkweise einen voll sympathischen Widerhall fanden. Das brauchen wir bei den neueren Dichtern nicht zu fürchten, selbst wenn sie nicht mit des Adlers Fluge durch den Äther der Sonne zustreben, sondern, jeder nach seiner Art, bald höher bald minder hoch unsere Gefühle und Anschauungen nur über das flache Maifeld des täglichen Lebens hinaus in die reineren und reinigenden Regionen einer dichterisch verklärten Welt emporheben.

Von den heute vorzuführenden Dichtern ist, wie am letzten Abend, der eine wieder ein Maler, der andere ein Gelehrter auf dem Gebiete der deutschen Litteratur, Sprache und Altertümer, aber in bezug auf die Dichtungsart haben sie ihre Rollen vertauscht; der Maler ist diesmal der wahre Lyriker, der Gelehrte der Epiker. Reinick haben wir neulich gelegentlich schon als vorzüglichen Dichter für die Kinderwelt erwähnt. Das ist auch in weiterem Sinne für ihn ein großes Lob. Alles, was er gesungen hat, ist echt kindlich, in dem höchsten und tiefsten Sinne, den man diesem Worte nur beilegen kann.

In seinen Natur- und Frühlingsliedern zeigt sich eine Unmittelbarkeit und Frische, Reinheit und manchmal zugleich eine Schalkhaftigkeit, wie sie nur einer noch von keiner Blässe des Gedankens angekränkelten Kindesseele eigen zu sein pflegt. Selbst sein Humor ist kindlich harmlos, sein Liebesleben eben so lieblich und anmutig wie innig, seine Begeisterung für das Hohe und Edle im Menschenleben so einfach und ansprechend zum Ausdruck gebracht, wie tief und ernst empfunden. Reinick hat fast überall so den richtigen Ausdruck für seine Empfindungen getroffen, dass er als einer der glücklichsten Lyriker Deutschlands bezeichnet werden kann; denn welches größeres Glück, welches befriedigenderer Erfolg kann einem Lyriker zu teil werden, als dass er gesungen, viel gesungen wird? Freilich ist das nur ein Teil des Erfolgs, dem bei einer gerechten Würdigung der andere nicht fehlen darf, dass er gelesen wird. Bei Reinick steht beides nicht in dem richtigen Verhältnisse. Als 1844 seine Lieder zum erstenmale gesammelt erschienen, da konnten schon für 46 Lieder 89 verschiedene Compositionen genannt werden, deren Zahl sich aber unzählbar vermehrt hat. Die letzte Ausgabe ist vom Jahre 1881 und zwar erst die siebente; wie wenig für das, was ihm das deutsche Volk dankt! Ja, die Lesebücher haben ihn ausgeplündert, und wo nur gesungen wird, da wird auch von ihm gesungen; aber kennen die Sänger und Hörer auch immer nur seinen Namen? Ich wende mich an diejenigen unter uns, die einmal singen gehört oder gesungen haben z. B. In dem Himmel ruht die Erde; O Sonnenschein, o Sonnenschein, Wie scheint du mir ins Herz hinein; das grade hier vor Jahren so viel Furore machende Käferlied: Es waren einmal drei Käferknaben u. a.; ich frage, ob sie alle gewusst haben, dass diese Lieder von Reinick sind. Es leidet besonders Reinick durch die Unart sei es der Componisten oder der Musikverleger, dass der Name des Componisten sich wie dicke Deckfarbe über den Namen des

Dichters zu legen pflegt. Es ist das eine große Ungerechtigkeit, wenn die Dichtung auf diese Weise bloß zum Träger der Composition gemacht wird, nicht anders, als was das Papier für die geschriebenen oder gedruckten Notenzeichen ist. Würde die Composition wohl ihren Wert haben und ihre Wirkung üben, wenn sie nicht die Empfindungen und Gedanken des Gedichts in möglichst vollkommener Nachempfindung musikalisch wiedergäbe? könnte es einen Erlenkönig von Schubert geben ohne einen Erlenkönig von Goethe? So ist der Name des Dichters Reinick auch schwerlich in so weite Kreise gedrungen, wie seine Gedichte, und wohl kaum sind diese so viel gelesen wie gesungen. Und doch eignet er sich so trefflich zum Lesen an einem lauschigen Plätzchen, und wie hätte er es verdient in ähnlichem Maße zu erleben, was Chamisso zu solcher Freude erlebte, dass er ein häufiger Gast auf dem Weihnachts- und Geburtstagstisch geworden wäre. Er liest sich überall gut, wenn man sich ihm ungestört und mit Behagen hingeben kann; aber mich dünkt, bei lauer Frühlingsluft unter einem blühenden Apfelbaum — da muss er sich am besten lesen.

Simrock hat uns zum Singen sehr wenig geboten, und selbst das wenige, was wir in dieser Art von ihm haben, lässt in der ruhigen Gemessenheit oder anspruchslosen Schalkhaftigkeit noch etwas epische Färbung durchschimmern. Am liebsten bewegt er sich in altüberlieferten Stoffen, wobei er sich auch gern in Ton und Sprache möglichst an die Überlieferung anschließt. Es wird als eine Haupteigenschaft des echten Epikers bezeichnet, dass seine eigene Persönlichkeit vor dem gegebenen Stoffe ganz zurücktritt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist er ein vollkommener Epiker; doch sind dadurch teilweise auch seine Schwächen bedingt, indem er sich manchmal von dem Stoffe mehr als nötig beherrschen lässt und ihn deshalb nicht immer recht plastisch gestaltet, und auch seine Ausdrucksweise, selbst die metrische Form, in welcher er die Vergan-

genheit der Gegenwart näher zu bringen sucht, steht oft zu sehr unter dem Einflusse des entlegenen Stoffes und seiner Quellen, um der Gewöhnung und dem Geschmack der neuern Zeit als eine bequeme und stets ansprechende Einkleidung zu erscheinen. Auch auf einem andern Felde seiner Verdienste um die deutsche Dichtung ist dies für die Erweiterung seines Einflusses auf die größeren Kreise zu beklagen. An sich ist es ein Großes, was er als Übersetzer und Sammler geleistet hat. Wie Voss die homerischen Dichtungen, Schlegel und Tieck Shakespeares Dramen dem deutschen Volke zum wirklichen Eigentum erworben haben, dass sie ein wesentliches Stück der allgemeinen deutschen Bildung ausmachen, so hat Simrock die vergessenen Schätze des deutschen Mittelalters gehoben und als einer der ersten dazu beigetragen, dass die gewaltige Kluft, die uns von den großartigen Dichtungen unserer Vorfahren trennt, wieder überbrückt wurde. Er zeigte dabei freilich eine Treue nicht bloß in der Wiedergabe der Gedanken, sondern auch in Ton, Sprache und Versmaße, dass zur vollen Würdigung der Trefflichkeit seiner Übersetzungen schon eine nicht bei allen Lesern vorauszusetzende Befähigung gehört, sich in fremdartiger und ungewohnter Ausdrucksweise zurecht zu finden. Deshalb sind nach ihm auch andere aufgetreten, welche die mittelhochdeutschen Dichtungen mit mehr oder weniger Freiheit in der Übersetzung mundgerechter für die breiteren Massen zu machen gesucht haben. Sie stehen aber alle auf seinen Schultern; er ist der Bahnbrecher gewesen. Und mag nun auch für den einen oder andern Dichter des Mittelalters dieser oder jener Übersetzer Simrocks Arbeiten für gewisse, auch größere Kreise immer mehr verdrängen, so bieten seine Übersetzungen, wenn ich nach meinen eigenen Erfahrungen urteilen darf, noch einen besonderen Vorzug, indem mir nichts mehr geeignet scheint, die Bekanntschaft mit der Originaldichtung selbst zu vermitteln. Obgleich die Sprache und Aus-

druckweise im Nibelungenliede, in der Gudrun, bei Walther etc. an sich nicht schwer ist, so findet man sich doch auch nicht so leicht darin zurecht, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte; und da wüsste ich keine bessere Einführung als durch Simrocks Übersetzung.

Am meisten scheint mir Simrock zu leisten, wenn er alte Stoffe in der Sprache seiner Übersetzung des Nibelungenliedes selbständig verarbeitet und in epischer Breite auseinanderlegt und ausführt, so besonders in Wieland dem Schmied, obgleich auch hier teilweise der gegebene Stoff im Sinne der Zeit, die ihn geschaffen hat, so herbe ist, dass es eines eben so grossen kulturhistorischen Interesses und Verständnisses bedarf, wie vielseitiger poetischer Empfänglichkeit, um diese Dichtung vollständig und — gern zu würdigen. Ich hoffe aber, in dem für heute ausgewählten Abschnitte, der meines Wissens ganz des Dichters Eigentum ist, wird der volkstümliche Humor der Darstellung von selbst schon zur Geltung kommen.

Das Programm für den heutigen Abend war schon gedruckt, als ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte, dass von der Kirche zu Oberstein im allgemeinen weniger bekannt ist, als ich vorausgesetzt hatte. Ich gestatte mir deshalb, eine kleine Reiseerinnerung aufzufrischen. Im Januar 1867 fuhren wir zu Schlitten von Birkenfeld nach Idar. Nachdem ich hier die trefflichen Arbeiten in Achat und Bergkrystall in gröfserer Menge bei einander hatte kennen lernen, gingen wir zunächst zu Fusse weiter. Während mein Freund einem kurzen Dienstgeschäfte nachging, konnte ich mich in den Ruinen der Burg Oberstein umsehen. Trotz der rauhen Jahreszeit fand ich in dem Gemäuer eine blühende Blume. Es

Anm. zu S. 26. Mir floss das landschaftliche Maifeld unwillkürlich aus der Feder; so mag es denn stehen bleiben. Man bezeichnet damit (nicht zu verwechseln mit dem geschichtlichen März- und Maifeld) die durchschnittliche Höhe der Bodenfläche an einer gegebenen Stelle; es wird besonders gebraucht, um die Höhe, z. B. eines Deiches, über, und noch mehr, um

war das im süddeutschen Volksliede gefeierte Gel-Veigelein, welches im Volksmunde seinen alten Namen gerettet hat, obgleich Linné dem gelben wie dem weissen Veilchen, der Levkoje, einen ganz neuen Namen gab. Der Goldlack, wie wir hier das Gel-Veigelein nennen, hat den altrömischen Blumengärten, den Violarien, den Namen und einen Hauptschmuck gegeben. Wild wächst die Blume in Deutschland hauptsächlich in den Ruinen von Burgen und Klöstern, in deren Gärten sie im Mittelalter mit besonderer Vorliebe gepflegt sein müssen. Welch romantische Perspektive eröffnete dieser unscheinbare Fund in die Zeit der Kreuz- und Römerfahrten! Unten im Thal bot sich dann noch ein Blick von solch überraschender Eigenart, dass ich ihm nur eins an die Seite zu stellen weifs, den Blick auf die Schwarzburg aus der Borkenhütte auf dem Tripstein. Das von der Nahe durchflossene betriebsame Städtchen Oberstein wird hart an eine steile Felswand gedrängt, auf deren Rande in einer Höhe von etwa 125 Meter oder 400 Fufs die Ruinen, in denen ich mein Gel-Veigelein gepflückt hatte, ins Thal hinabschauen. Auf halber Höhe aber hebt sich aus der starren Fläche eine Kirche mit ihrem Türmchen hervor, die wie ein Schwalbennest an den Felsen geklebt scheint, aber deren innerer Raum gröfstenteils aus dem Felsen herausgemeifelt ist. Es ist begreiflich, dass sich die Sage hinangerankt hat; sie erzählt, dass die Kirche zur Busse von einem Grafen gemeifelt sei, weil er seinen Bruder im Zorne von der Burg vor der steilen Felswand vorüber ins Thal hinabgestürzt habe. Die volkstümlich-naive Erklärung des Anlasses hat Simrock an der Schwelle der Kirche selbst aufgelesen (s. dessen Malerisches und romantisches Rheinland).

die Tiefe, z. B. eines Grabens, unter Maifeld anzugeben. Obgleich das Wort in dieser Form auch in hochdeutschen Schriftstücken gebraucht wird, ist es ohne Zweifel nichts anderes als „Mähfeld.“

Druckfehler. S. 6, b. Z. 14 v. u. ist Sünde statt Sühne zu lesen.